



60 Jahre CDU-Kreisverband Freiburg  
Kolpingsaal, 26. Oktober 2005

# Wir kommen, wohin wir schauen

## Christliche Werte im pluralen Staat

Wer von uns hätte Anfang des Jahres gedacht, dass diese Feierlichkeiten – politisch gesehen – in einen solch heißen und spektakulären Herbst fallen werden? Wer hätte geglaubt, dass wir, noch bevor wir im kommenden Jahr einen neuen Landtag für unser Bundesland Baden-Württemberg wählen, die Mitglieder des Bundestags neu zu wählen haben? Die zurückliegende Bundestagswahl hat deutlich gezeigt, wer der Souverän in unserem Staat, in der Demokratie ist: Weder Meinungsforscher noch Trendanalysten, sondern ausschließlich das Volk. Die Wähler haben die politisch Verantwortlichen mit dem für alle überraschenden Ergebnis vor eine große Aufgabe gestellt. Gerade jetzt sind alle politischen Kräfte gefordert, Parteiinteressen und Machtpoker hinten an zu stellen und für die dringend anstehenden Probleme und Herausforderungen unseres Landes gemeinsam Lösungen zu suchen.

Sie schauen zurück auf 60 Jahre Christlich Demokratische Union in Freiburg. Bei den meisten Veranstaltungen, die das Jahr 1945 im Blick haben, geht es um Ende, Untergang, Zerstörung: Ende des Deutschen Reiches, Kapitulation, Zerstörung von Städten, Vertreibung, Gedenken der Opfer. Heute geht es hier um die frohe und dankbare Erinnerung an einen Neuanfang, an einen fruchtbaren und segensreichen Neuanfang, der reiche Frucht trug und unser Land voran brachte und bis heute entscheidend prägt.

Wenn wir auf die vergangenen 60 Jahre zurückblicken, dann hat die CDU immer wieder einen entscheidenden und unersetzlichen Beitrag für das Wohl unseres Landes geleistet. Ich spreche an dieser Stelle allen, die bereit waren und sind, sich politisch zu engagieren und die christlichen Werte in die Fragestellungen und Diskussionen entschieden und überzeugend einbringen, meinen Dank und meine Anerkennung aus. Stand doch am Beginn, sozusagen als die CDU noch in den Geburtswehen lag, vor allem die Herausforderung über die kirchlichen Konfessionsgrenzen hinweg eine „gemeinsame christliche Partei“ zu gründen.<sup>1</sup> In einem Hirtenschreiben zum

---

<sup>1</sup> Weinacht, Paul-Ludwig: Ursprung und Entfaltung christlicher Demokratie in Südbaden, Freiburg 1982, S. 22.

Fronleichnamfest 1945 ermutigte der damalige Erzbischof Conrad Gröber mit erstaunlich offenen Worten zu einem neuen Gemeinschaftsgeist, wenn er schreibt: „Die bisherigen konfessionellen Gegensätze ängstigen uns zur Zeit nicht; sie haben sich in den letzten Jahren der Abwehr bereits so beträchtlich abgeschliffen, dass von dieser Seite her [...] kaum eine Gefahr für den deutschen Zusammenhalt in der Zukunft besteht.“ Erzbischof Conrad unterstützte die Kräfte, die auf eine interkonfessionelle Partei drängten. Ganz im Gegensatz zu Prälat Dr. Ernst Föhr, der die Zentrumsparterie neu beleben wollte. Im Oktober 1945 war es, als sich eine Gruppe von Professoren der Universität, Geistliche und Bürger beider Konfessionen um den Pathologen Professor Franz Büchner versammelten und das Programm einer „Christlich-sozialen Volksunion“ beschlossen, in dem es im Satzungssatz heißt: „Wir verwerfen die konfessionelle Abgrenzung einer christlichen Politik, vereinigen die Gläubigen der christlichen Kirchen zu brüderlicher Zusammenarbeit und halten uns darüber hinaus für jeden offen, der die Forderungen der christlichen Sittenlehre anerkennt.“ Damit war das Fundament für die weitere Entwicklung gelegt. Es ist heute hier nicht mein Anliegen und auch nicht meine Aufgabe, die geschichtlichen Entwicklungen der CDU weiter aufzuzeigen. Den meisten von Ihnen sind sie zudem besten vertraut. Ich möchte vielmehr den Blick auf die Gegenwart und die aktuellen Herausforderungen lenken.

Bei allen Bemühungen der vergangenen Tage und Wochen, in vielen Sondierungs- und Koalitionsgesprächen zu einer stabilen Einigung zu kommen, wird man den Eindruck nicht los, dass es an etwas Grundlegendem mangelt. In seinem Buch "Deutsche Zustände" trifft der Schriftsteller Günter de Bruyn den Nagel auf den Kopf, wenn er schreibt: "Den Demokratien drohen die gemeinsamen Ideale und Leitlinien abhanden zu kommen, die auch für pluralistische Staaten notwendig sind. Bemühung darum ist wenig zu spüren. Die Parteiprogramme werden in Grundsatzfragen blasser und leerer. Laut artikulieren sich Gruppeninteressen, während die Gesamtheit kaum eine Lobby findet. Die politischen Freiheiten laufen Gefahr, sich durch Missachtung ihrer ethischen Grenzen selbst zu zersetzen. Man missachtet den Grundsatz, dass die Freiheit des Einzelnen an der Grenze der Freiheit des Nächsten endet, dass die ökonomische Antriebskraft Egoismus notwendigerweise im Gemeinsinn Ergänzung braucht. Die Übereinstimmung in Bezug auf gültige Werte wird immer geringer." Soweit Günter de Bruyn. „Die Übereinstimmung in Bezug auf gültige Werte, wird immer geringer“, stellt er nüchtern fest. Diese Analyse führt uns zum Kern des heutigen Abends. Wir müssen uns in Deutschland und auch in Europa fragen: Was hält uns zusammen? Was ist unser tragendes Fundament? Wovon und woraus lebt unsere Gesellschaft?

### ***Wovon lebt eine Gesellschaft?***

Denn wer immer nur aus seiner Vorratskammer, aus dem, wovon und woraus er lebt, heraus nimmt und es versäumt, sie wieder auf zu füllen, der wird früher oder später verhungern oder verdursten. Das ist eine einfache und einleuchtende Beobachtung. Diese Beobachtung ist zugleich ein Bild für das, was sich hinter dem vielzitierten Satz verbirgt: „Der freiheitlich säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“<sup>2</sup> Diese These hat der bekannte Freiburger Jurist und ehemalige Bundesverfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde bereits im Jahre 1964 formuliert. Er weist darauf hin, dass unser freiheitlich-demokratischer Staat im Blick auf seine Grundlagen in eine prekäre Situation geraten ist. Denn er lebt - um im Bild zu bleiben – aus einer Vorratskammer, die aufzufüllen er überfordert ist. Er ist zur Erhaltung seiner eigenen Ordnung, eines funktionierenden Gemeinwesens in Frieden,

---

<sup>2</sup> Böckenförde, Ernst-Wolfgang: Recht, Staat, Freiheit, Frankfurt 1991, S. 112.

Freiheit und Gerechtigkeit auf andere Kräfte angewiesen, auf Kräfte, die sich um die lebensnotwendigen Ressourcen kümmern. Allerdings, und hier gilt es die These Böckenfördes genau und im Kontext zu lesen, ist der Staat nicht völlig aus der Verantwortung genommen, nicht gänzlich handlungsunfähig. Die These besagt nur, dass er diese Voraussetzungen nicht selbst **garantieren** kann. Er kann und muss allerdings Rahmenbedingungen schaffen, die Vorratskammer so gestalten, den entsprechenden Kräften soviel Raum geben, dass sie den notwendigen Vorrat ungehindert pflegen und fördern können. Denn es geht um die Grundlagen des friedlichen Zusammenlebens der Menschen und damit um die Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft.

Mir scheint, dass so manche Verantwortungsträger in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft in Gefahr sind, den Blick in und das Verantwortungsgefühl für den Schatz, die „Vorratskammer der Werte“ unseres Staates zu verlieren. Zumindest sehen sie vieles nur noch unter ökonomischen Gesichtspunkten, ausschließlich mit Blick auf die aktuelle Haushaltslage. Aber lassen sich Werte und Grundhaltungen, die eine Gesellschaft zusammenhalten und prägen in Zahlen fassen oder gar in Euro und Cent umrechnen? In seinem Buch „Unser effizientes Leben. Die Diktatur der Ökonomie und ihre Folgen“ schreibt der Spiegel-Redakteur Dirk Kurbjuweit: „Die Gesetze der Marktwirtschaft grundsätzlich für sinnvoll zu halten, heißt ja nicht, dass alles nach dem Prinzip des Kapitalismus funktionieren soll, also vorrangig nach dem Diktat von Effizienz, weil Effizienz die monetär, (die finanziell) größten Gewinne verspricht.“ Er hat recht, wenn er feststellt, „dass eine Welt, die unter der großen, alles beherrschenden Überschrift Effizienz steht, keine besonders gute, besonders lebenswerte Welt ist.“<sup>3</sup> Kehren wir zurück zu unserer Ausgangsfrage: Was macht unser Zusammenleben lebenswert, reich und wertvoll? Aus welchen Werten lebt unsere Gesellschaft? Für welche Werte lohnt es sich einzusetzen?

### **Wertewandel**

Wird heute von Werten und Wertevermittlung gesprochen, ist oft auch gleich vom Werteverfall die Rede. Einer solchen pauschalen Verurteilung und pessimistischen Sicht möchte ich nicht folgen. Es gilt, einen differenzierteren Blick einzunehmen: Ja, es stimmt, junge Leute stellen heute manche scheinbar überkommenen Werte auf den Prüfstand. Sie sind kritisch gegenüber Traditionen und finden sich nicht ab mit der einfachen Begründung: „Weil es früher so war.“ Viele fragen nach dem, was Spaß macht, suchen das Abenteuer und das, was der Selbstverwirklichung dient. Aber junge Menschen können auch selbstlos sein, einsatzbereit, wenn es um Hilfe und Solidarität geht, ob für die bedrohte Natur oder für Menschen in Not. Es gäbe viele Beispiele zu nennen. Eines hat mich besonders beeindruckt und ist mir in lebendiger Erinnerung. Als im vergangenen Jahr rund 20.000 Kinder und Jugendliche in Baden-Württemberg an der sogenannten „72 Stunden – ohne Kompromiss-Aktion“ teilgenommen haben. Davon waren allein 14.000 in unserer Erzdiözese aktiv. An 536 Orten zwischen Konstanz und Tauberbischofsheim hat sich durch sie die Welt ein Stück verbessert. Mit dieser größten Sozialaktion Deutschlands wurde allen klar und deutlich: Junge Menschen sind bereit, sich kreativ und mit viel sozialem Engagement in die Gesellschaft einzubringen. Sie brauchen allerdings auch Möglichkeiten und Raum dafür. Zugleich sind wir als Erwachsene gefordert, unseren eigenen Lebensstil zu hinterfragen, zu überdenken, was wir vorleben und welche Werte wir in Wort und Tat vermitteln.

---

<sup>3</sup> Kurbjuweit, Dirk: Unser effizientes Leben, Reinbek bei Hamburg 2004, S.14-15.

Es ist unbestritten, dass wir in einer schnelllebigen Zeit leben. Es gibt derzeit tiefgreifende kulturelle Veränderungen. Wir kennen die Begriffe, die die gegenwärtige Situation bezeichnen; jeden Tag werden sie in der Berichterstattung der Medien benutzt: Begriffe wie Globalisierung, Modernisierung, Individualisierung. Traditionelle Bindungen und institutionelle Regelungen treten zurück. Neue Freiheiten entstehen. Es wird für den Einzelnen, besonders den jungen Menschen immer schwieriger, sich zurechtzufinden. All das forciert den Wertewandel: Neue Werte treten hervor, vorhandene Werte bzw. Werteinstellungen ändern sich.

Es wäre unverantwortlich, diesen Wertewandel nicht verantwortlich mitzugestalten. Denn Werte sind nicht von selbst gegeben, sondern gewachsene kulturelle Größen. Ich vermisse allerdings eine breite gesellschaftliche Debatte darüber, welche Werte wichtig sind und wie wir diese unseren Kindern und Jugendlichen vermitteln können.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Ich habe meinen Vortrag überschrieben „Wir kommen, wohin wir schauen“. Dieser Titel ist einem Text des geistlichen Schriftstellers Heinrich Spaemann entnommen, der mit den Worten beginnt: „Was wir im Auge haben, das prägt uns, dahinein werden wir verwandelt. Und wir kommen, wohin wir schauen.“ ... „Wir kommen, wohin wir schauen“ – ich meine dahinter steckt die tiefe Erfahrung, dass wir immer wieder in Gefahr stehen, unsere Welt und Umwelt zu eindimensional wahr zu nehmen, wichtige Aspekte aus dem Blick verlieren und uns zu stark von einseitigen Stimmungsmachern prägen lassen. Was ich damit ganz konkret meine, möchte ich Ihnen an einigen wenigen Aspekten aufzeigen, die unsere Gesellschaft kennzeichnen.

### ***Erlebnisgesellschaft***

Der Bamberger Soziologe Gerhard Schulze hat Anfang der neunziger Jahre den Begriff der „Erlebnisgesellschaft“ geprägt. Nach Schulze lautet der neue kategorische Imperativ, der oberste Grundsatz allen Handelns in unserer Zeit: "Erlebe dein Leben."<sup>4</sup> Schon hier wird deutlich, wer ständig nach dem nächsten Erlebnis Ausschau hält, wer nur noch danach strebt, sein Leben so zu gestalten, dass sich für ihn so schnell als möglich ein Erlebnis, ein Kick, ein Gefühl von Abenteuer einstellt, dessen Leben wird zur Hetzjagd nach dem Glück. Denn auch das Gewöhnliche soll zum besonderen und herausragenden Ereignis werden. Es geht vorrangig um die Frage: "Was verschafft mir in kürzester Zeit die angenehmste Empfindung?" Gerade die Werbung bringt dies deutlich zum Ausdruck: Wo einst der Gebrauchswert, d. h. der praktische Nutzen im Vordergrund stand, da dominiert heute der Erlebniswert. Welchen besonderen Kick habe ich davon? Das weiß jeder von uns, der selbst einkaufen geht, aus eigener Erfahrung. Wir stehen vor Regalen, die ein Überangebot an Artikeln zur Auswahl bereit halten. Etwas überspitzt könnte man sagen: Wer beispielsweise mit dem schlichten Ziel in den Supermarkt geht, ein Stück Seife zu kaufen, um damit die Hände zu waschen, muss unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Seine Motivation reicht nicht aus, um sich zwischen den vielen Angeboten, die denselben Zweck erfüllen, zu entscheiden. Erst wer sich auf eine bestimmte Zusatzqualität festlegt, mit der ein besonderes Erlebnis verbunden sein soll – wie wilde Frische, cremige Zartheit, erotische Formgebung, Naturbelassenheit usw. - ist in der Lage, eine ganz bestimmte Seife wirklich auszuwählen.<sup>5</sup> Zugleich will uns ein Großteil der Werbung noch ein Zweites eindringlich glaubhaft machen: dass nämlich nur derjenige, der sofort das jeweils neueste Produkt erwirbt, auch sein Leben besser und effizienter, ja überhaupt erst richtig erleben kann. So ist „das gerade erstandene Handy oder Notebook, das für den

---

<sup>4</sup> Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Frankfurt/Main 1992, S. 59.

<sup>5</sup> Vgl. Ebd., 59.

eigenen Bedarf in seinen Funktionen und Möglichkeiten ohnehin schon völlig überdimensioniert scheint, bereits veraltet, wenn wir die Kasse verlassen.“<sup>6</sup>

Wir sind mittlerweile in nahezu allen Lebensbereichen gewohnt, aus einem reichen, vielfältigen, ja ich möchte sagen oft überdimensionierten Angebot zu schöpfen: Arbeit, Freizeit, Out-Fit, Urlaub, Wohnung und Fitness, bis hin zum religiös-spirituellen Angebot.

### **Unbegrenzttes Wachstum?**

Lange Zeit sahen die Sozialwissenschaften diese Fülle an Auswahlmöglichkeiten vor allem als Vorteil und Chance. Eine breite Angebotspalette galt für den Einzelnen als Garantie dafür, sein Leben bewusster und individueller gestalten zu können. Je mehr Auswahl desto größer schien unsere Freiheit zu sein. Zugleich haben die 60er Jahre die gigantischen Möglichkeiten der modernen Technik durch die Mondlandung auf einen Höhepunkt gebracht. Die nächstliegenden Probleme auf unserem Planeten erscheinen jedoch als kaum lösbar: Beseitigung der Armut und des Hungers; Friedenssicherung in Konfliktzonen; bessere soziale Gerechtigkeit; Eindämmung der Rüstungspolitik; Zerstörung der natürlichen Umwelt; Überwindung unheilbarer Krankheiten; Arbeitslosigkeit; Folgen der Generationenkonflikte, der Rassenunterschiede, konfessionell-religiöser Unterschiede oder politischer Anschauungen. Die Technik hat viele Mittel bereitgestellt. Aber es ist nicht mehr technisch zu steuern, wie die Errungenschaften der modernen Zivilisation der Selbstzerstörung oder einem sinnvolleren menschlichen Zusammenleben dienen können.

So hat sich heute die vielfach erhoffte Freiheit, der Traum von grenzenlosem Wachstum und Entwicklung sowie die Möglichkeit einer eigenständigen Lebensplanung in ein Gefühl der Überforderung, in Angst vor der Zukunft gewandelt. Der einstige ungebremsste Zukunftsoptimismus war an eine meist unausgesprochene Bedingung geknüpft: An ein stetiges Wachsen der Wirtschaft, an gut gefüllte Auftragsbücher, an Kauf und Konsum ohne Ende, ja an eine – wie es der Münchner Soziologe Ulrich Beck formuliert – „Gesellschaft des Mehr“. Beck prägte dafür das Bild eines Fahrstuhls, mit dem die Nachkriegsgesellschaft **insgesamt** eine Etage höher gefahren wurde. Er meint damit, dass es zwar durchaus soziale Unterschiede und regionale Ungleichheiten gab, aber dennoch für die breite Masse, für die allermeisten Menschen bedeutete es: steigende Einkommen, ein hohes Maß an Mobilität, einen breiten Zugang zu Bildung, Recht, Wissenschaft und ein Mehr an Massenkonsum. Das Entscheidende an seiner These ist: Die einen haben mehr, die anderen weniger dazu gewonnen, aber für die allermeisten ging es aufwärts. Und damit eröffnete sich eine Fülle an ungeahnten Perspektiven, von denen die Menschen vor 60 Jahren am Ende des Kriegs nur hatten träumen können. „Wir hatten“, so formuliert es Beck, „alle beruflichen Möglichkeiten, eroberten uns als Touristen die Welt, alles schien Chance zu sein.“

Ein Jahrzehnt später, und das gilt bis heute, hat sich die Lage grundsätzlich verändert. Es gibt keinen gemeinsamen Fahrstuhl mehr, in dem alle nach oben fahren und nur in unterschiedlichen Stockwerken aussteigen. Nein, vielmehr schotten sich die Bewohner der höheren Stockwerke gegen die der niedrigeren ab. Sie fahren teilweise in eigenen Aufzügen, die nicht mehr allen zugänglich sind. Die Spitzenverdiener haben zum Teil unvorstellbare Einkommen. Eine einzige Abfindung für einen Manager, ein einziger Werbevertrag eines Idols übersteigt das Lebenseinkommen eines Normalverdieners um das Hundert- oder gar Tausendfache. Am Beginn des 21. Jahrhunderts scheinen

---

<sup>6</sup> Foitzik, Alexander: „Zauberwort Innovation“, in: Herder Korrespondenz 3 (2004), S.111.

überall in der Welt Gefahren zu drohen, Arbeitslosigkeit, Werteverlust, Abbau der Sozialsysteme, aber auch Gewalt, Krieg und Terror - der große Fahrstuhl fährt nach unten. Wir haben den Eindruck, kaum noch zwischen Chancen, die Zukunft zu gestalten, sondern uns immer vielmehr mehr zwischen Übeln, den Untergang abzuwehren oder zu verwalten, entscheiden zu müssen.

Eines scheint mir in dieser Situation dringend nötig, um die vielfach vorherrschende Stimmung des Jammerns, Klagens und der Besser-Wisserei zu verändern, um von der Einstellung weg zu kommen – „es hat ja eh alles keinen Sinn“ oder „daran kann ich ja eh nichts ändern“. Wir müssen anpacken und aktiv unsere Gesellschaft mitgestalten, die Zeit des Umbruchs, in der wir uns unbestritten befinden, in eine Zeit des mutigen Umgestaltens und engagierten Aufbruchs verwandeln: Wir müssen uns, sowohl in der Kirche als auch in der Gesellschaft von der Vorstellung verabschieden, wenn wir nur an der einen oder anderen „Schraube drehen“, wenn wir nur „hier oder da“ etwas verändern, werde schon wieder alles so werden, wie es einmal war. Kommt bald der wirtschaftliche Aufschwung, wird alles wieder gut. Wer dies glaubt, täuscht sich, ja wird früher oder später im tiefen Sinn des Wortes ent-täuscht werden. Wir sind gefordert, unseren Blickwinkel zu ändern und uns darauf einzustellen, eine „Gesellschaft des Weniger“ zu sein. Wir werden uns vor allem in materieller und finanzieller Hinsicht einschränken müssen. Dann hat in einer Familie vielleicht nicht mehr jeder sein eigenes Fernsehgerät und statt zum Shoppen weiß Gott wohin zu fahren, erkunden wir die oft unbekanntes Schönheiten in der nahen Umgebung. Aber wir dürfen auch eine „Gesellschaft des Mehr“ werden, wenn es darum geht, die Werte, von denen unsere Gesellschaft lebt, im Blick zu behalten, sie zu stärken, zu fördern und zu leben.

## **Ängste**

Wir kommen, wohin wir schauen. Ich meine vor allem zwei Grundängste wahrnehmen zu können: Die Angst zu kurz zu kommen und die Angst, sich lang zu binden. Und die Kombination aus beiden: Die Angst zu kurz zu kommen, weil man sich lang bindet. Man will sich lieber so lange als möglich alle Türen offen halten. Was das konkret bedeutet, wissen Sie als Partei, so gut wie ich als Bischof. Doch die Scheu vor einer langfristigen Bindung hat vor allem starke Auswirkungen auf die Keimzelle unserer Gesellschaft: Die Familie.

## **Blickpunkt Familie**

Gestatten Sie mir einige Anmerkungen zum Thema Familie: Gerade die "Familie" hat derzeit auf der politischen Bühne wieder Hochkonjunktur. Es ist erstaunlich, wie viele Veranstaltungen und Programme immer wieder das Lob der Familie singen und mit kräftigen Worten gegen manche heutigen Gefährdungen der Familie antreten. Die Rechte der Familie sollen verteidigt und gefördert werden; jede Diskriminierung soll von ihr ferngehalten werden; die Familien sollen zu Selbständigkeit und Selbstbewusstsein ermutigt werden; die Familie erscheint als naturgegebene Gemeinschaft, die jedem Staat und anderen Gemeinschaften vorausgeht; darum hat sie auch unveränderliche Rechte.

Wir dürfen heute weder in der Politik noch in der Kirche die Augen verschließen vor der immer wieder überraschenden und auch verwirrenden Komplexität der Familie. Es ist eine Täuschung zu meinen, die Lage der Familie sei ganz einfach und unkompliziert. Für viele sind Ehe und Familie nach wie vor eine gute Ordnung und für die meisten sind sie eine tiefe menschliche Hoffnung. Dies wird oft übersehen. Im Bewusstsein vieler

sind Ehe und Familie in ihrer normalen Erscheinung jedoch auch so etwas wie "auslaufende Modelle". Es hat keinen Sinn, vor dieser Unübersichtlichkeit und Widersprüchlichkeit der Situation die Augen zu verschließen. Wer dies tut, trübt nicht nur sein Wahrnehmungsvermögen und erleidet einen Wirklichkeitsverlust, sondern er nimmt sich auch damit die Möglichkeit, scharfsinnig, geistesgegenwärtig und hilfreich die Wandlungen und Chancen, die Grenzen und Gefährdungen der Familie zu erkennen.

Viele Veränderungen liegen auf der Hand und äußern sich auf eine mannigfaltige Weise. Die Lebensformen haben sich vervielfältigt und haben das Ideal der "normalen" Familie gesprengt. Es gibt neue Einstellungen zur Familiengründung und zum Familienleben. Die Spannungen zwischen Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit sind groß. Scheidungen und Wiederheirat nehmen zu. Der Familienbegriff wird durch die Vielfalt der Formen erweitert. Diese Tatsache bringt der bereits genannte Soziologe Ulrich Beck folgendermaßen auf den Punkt: "Es ist nicht mehr klar ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin."<sup>7</sup> Alles ist denkbar, alles ist möglich!

War der bisher maßgebliche Familienbegriff durch die Zusammengehörigkeit von Ehe und Kindern geprägt, so hat sich dieser Zusammenhang in vieler Hinsicht gelockert. So wird der Begriff der Familie ausgedehnt und auf sogenannte "familiale Gemeinschaften" angewendet, wobei auch nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder einbezogen werden. Den sogenannten alternativen Familienformen möchte man nach Möglichkeit gleiche Rechte gewähren wie den durch Ehe begründeten Familien. Zwei wesentliche Komponenten der "Institution Familie" treten immer stärker auseinander, nämlich Partnerschaft und Elternschaft. Sie werden mehr und mehr getrennt und auch verschieden bewertet. In diesem Licht wird auch der grundgesetzlich verbürgte besondere Schutz für Ehe und Familie mehr und mehr relativiert (Art. 6 GG).

Viele Menschen streben - wie schon angedeutet – nach wie vor nach einem glücklichen Ehe- und Familienleben. Alternative Lebensformen sind entweder auf kleinere Subkulturen beschränkt oder werden als Auswege nach dem Scheitern der zuerst gewählten Lebensentwürfe gesucht. Man darf die zahlreichen Ehepaare nicht vergessen, die ihre gemeinsame Goldene Hochzeit feiern. So darf ich jeden Monat zwischen 250 und 300 Paaren in unserer Erzdiözese zur Goldenen Hochzeit gratulieren. Menschen, die beweisen, dass eine lebenslange Partnerschaft, eine tragfähige Beziehung – durch alle Höhen und Tiefen des Lebens hindurch – möglich und lebbar ist, Paare, die im festen Vertrauen auf Gott den Bund fürs Leben geschlossen haben. Es ist gewiss nicht so, dass bestimmte Entwicklungstendenzen, die in begrenzten Milieus vorherrschen, allgemeine Entwicklungstrends darstellen.

Das anfänglich so einfach erscheinende Bild der Lage der Familie ist also in Wirklichkeit viel komplexer. Es gibt zwar steigende Scheidungszahlen, eine abnehmende Geburtenrate und die Zunahme der Ein-Personen-Haushalte. Aber es gibt auch einen gerade bei jungen Menschen häufig vorkommenden festen Willen zu einer geglückten Ehe.

---

<sup>7</sup> Garhammer, Erich: Dem Neuen trauen. Perspektiven künftiger Gemeindearbeit, Graz-Wien-Köln 1996, S. 103.

Bei der hohen Sinnerwartung an Ehe und Familie können diese Anforderungen leicht zu Überforderungen werden. Darum erscheint die Familie heute für alle Beteiligten oft wie ein Balanceakt, bei dem viele in Spannung stehende Elemente und Interessen, wie z.B. Erwerbstätigkeit und Familienzuewendung, immer wieder einen Ausgleich finden müssen.

### **Kinderwunsch versus Abtreibung**

Ich möchte an dieser Stelle kurz auf eine äußerst paradoxe und zugleich erschreckende Situation in unserem Land hinweisen: Eine große Zahl an vorgeburtlichen Kindstötungen, sogenannten Abtreibungen, steht einer zunehmenden Zahl an ungewollt kinderlosen Paaren gegenüber. Während die einen alles daran setzen, ein neues Leben so schnell als möglich wieder aus zu löschen (rund 12 Schulklassen an Kindern werden pro Tag abgetrieben), kämpfen die anderen mit allen heute zu Verfügung stehenden Mitteln darum, einem Kind, das Leben schenken zu können. Beide unter großen psychischen Belastungen. Hier gilt es Flagge zu zeigen und sich für den Schutz des Lebens von Anfang an einzusetzen und stark zu machen.

### **Familien stärken**

Es bleibt darum schwer unverständlich, dass gerade Familien mancherlei gesellschaftliche Benachteiligungen hinnehmen müssen. Kinder sind für manche Eltern nahezu ein Armutsrisiko. Das ist im – nach wie vor – reichen Deutschland ein Skandal! Die Akzeptanz kinderreicher Familien nimmt weiterhin ab. Wenn wir dem nicht entgegenwirken, entziehen wir unserer Gesellschaft die Grundlagen. Die erste und wichtigste Botschaft der Familie an ein Kind lautet: „Du bist geliebt! Und: Du wirst leben können! Diese Ermutigung zum Leben durch die Familie ist ein unersetzlicher Beitrag zur menschlichen Entwicklung und damit zur Bildung des Kindes.“<sup>8</sup> Wir wissen aus eigener Erfahrung, wie gut es tut, wenn jemand sagt: „Schön, dass du da bist“. Dürften alle Kinder diese Erfahrung machen, müssten wir uns nicht mit so schrecklichen Dingen wie Kinderhandel, Verwahrlosung oder Kindesmissbrauch auseinandersetzen. Willkommen zu sein und gebraucht zu werden, sind wichtige Türöffner zu einem gesunden Selbstbewusstsein und einem hoffnungsvollen Leben. Eltern packen – ob bewusst oder unbewusst – den Proviant für den Lebensrucksack ihrer Kinder, füllen ihn mit mehr oder weniger brauchbaren Lebens- und Grundwerten.

Deshalb ist und bleibt Erziehung Wert-Arbeit, Wertarbeit in doppelter Hinsicht: Sie ist wert-volle Arbeit für die Zukunft der Gesellschaft, und die Familie ist ein, wenn nicht der Ort, an dem Werte vermittelt und erlebt werden. Diese Aufgabe der Familie kann durch keinen Kindergarten, durch keine Schule, auch nicht durch eine Ganztagschule, je ersetzt werden, sie kann immer nur ergänzt werden. Die Familie muss nicht arbeitsweltgerecht, sondern die Arbeitswelt familiengerecht werden. Wir brauchen ein familienfreundliches und familienförderndes Klima. Ein Klima, das sich nicht nur in schönen Worten, sondern in aktiven Taten niederschlägt. Die Familie ist und bleibt die grundlegende Keimzelle der Gesellschaft. Deshalb ist es unsere vorrangige Aufgabe, Familien zu schützen und zu stärken, sie in die Lage zu versetzen, ihren unersetzlichen Beitrag für unsere Gesellschaft zu leisten.

---

<sup>8</sup> Die deutschen Bischöfe: Die bildende Kraft des Religionsunterrichts (1996), S. 12-13.

## **Sonn- und Feiertage**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
wer sich mit dem Thema Werte beschäftigt kommt neben der Familie nicht umhin, sich – zumindest in Ansätzen – mit unserem Umgang mit Zeit, mit der Einstellung zu Sonn- und Feiertagen zu beschäftigen. In der aktuellen Diskussion um die wirtschaftliche Lage und die hohe Arbeitslosigkeit in Deutschland wird von verschiedenen Seiten auch immer wieder der Vorschlag eingebracht, statt Urlaubstage zu streichen besser Feiertage abzuschaffen.

„Wir kommen, wohin wir schauen“ - Wer meint, Feiertage abschaffen zu müssen, der legt einmal mehr Hand an ein wichtiges Element unserer Gesellschaft, das Gemeinschaft stiftet und Integration fördert. Feiertage sind nicht einfachhin arbeitsfreie Tage, sie sind ein Ausdruck des religiösen und kulturellen Gedächtnisses einer Gesellschaft. Wir können nicht einerseits über einen zunehmenden Verfall von Werten und Kultur klagen, während wir andererseits die Anzahl der Feiertage nach der jeweiligen wirtschaftlichen Konjunkturlage richten.

Niemand hat bisher beweisen können, dass die Zahl der Feiertage und das Wirtschaftswachstum in einem besonderen Zusammenhang stehen. Gerade auch unser Bundesland Baden-Württemberg zeigt zusammen mit Bayern, dass eine vergleichsweise hohe Anzahl an Feiertagen einer guten wirtschaftlichen Entwicklung in keiner Weise entgegensteht. Obwohl oder vielleicht sogar weil wir hier in Baden-Württemberg mit die meisten Feiertage haben, können wir nicht nur das höchste Sozialprodukt aufweisen, sondern auch eine bundesweit gesehen niedrige Arbeitslosigkeit.

Eine ähnliche Diskussion gibt es um den Schutz des Sonntags. Einige unserer Zeitgenossen wollen, dass auch der Sonntag so sein soll wie die übrigen Tage, dass die ganze Woche nur noch aus Werktagen besteht. Überall soll man stets alles bekommen, kaufen und verkaufen können. Die Zeit müsse doch gerade in wirtschaftlich schwierigen Phasen genutzt werden. Aber spricht nicht schon allein die Tatsache dagegen, dass wir jeden Euro nur einmal ausgegeben können? Sagen wir es klar und deutlich: Wir dürfen den Sonntag nicht an die Konsum- und Warenwelt ausliefern.

Diese Diskussion ist ein guter Anlass, Sonn- und Feiertage nicht immer nur unter ökonomischen Gesichtspunkten ins Gespräch zu bringen, die uns Menschen ausschließlich auf die Rolle als Konsumenten reduzieren und wertvolle Zeit nur in der Ladenöffnungszeit sehen. Stattdessen sind wir gefordert, über die Gestaltung und den Sinn von Sonn- und Feiertagen nach zu denken, den hohen Wert, den sie für Gemeinschaft und Gesellschaft haben, in den Blick zu nehmen. Alle Gesellschaften kennen gemeinsame Ruhepausen. Wir brauchen beides, Zeiten der Anspannung und Zeiten der Entspannung. Wir Menschen brauchen gemeinsame Zeiten, in denen wir frei sind vom Zeit- und Leistungsdruck, frei von jeglichen ökonomischen Überlegungen.

Gemeinsame Ruhetage stiften ein hohes Maß an Identität in einer Gesellschaft, sie haben einen unbezahlbaren und nicht zu unterschätzenden Wert. Allen voran dient gerade der Sonntag dazu, sich auf den Bestand der Werte, die sich in unserer „Vorratskammer“ befinden, zu besinnen und zu vergewissern. Gerade in stürmischen Zeiten, wenn der Wind des Wandels weht, muss man sich auf ein tragendes Fundament und das Licht des Leuchtturms, das Orientierung gibt, verlassen können.

### **Solidarität und Subsidiarität**

Wir sind als Kirche und Gesellschaft gefordert, in all dem Wandel und den Unsicherheiten anzupacken und Zukunft zu gestalten, ja so zu gestalten, dass auch kommende Generationen hier leben können und Heimat finden. Wir dürfen bei allen Reformen weder Gott noch unsere Mitmenschen aus den Augen verlieren. Die in den vergangenen Jahren fast vergessene katholische Soziallehre gibt uns wichtige und entscheidende Hilfestellungen. Sie weist eindringlich auf zwei entscheidende Grundpfeiler, Grundwerte einer jeden Gemeinschaft hin: Solidarität und Subsidiarität. Subsidiarität bedeutet: Nur wenn der einzelne und kleine Gemeinschaften, das beitragen, was sie beitragen können, werden wir auf Dauer die Solidargemeinschaft unserer Gesellschaft erhalten können. Gerade der Sozialstaat muss daher zum Ziel haben, Menschen und kleinere Gemeinschaften wieder verstärkt dazu zu befähigen, eigenständig und eigenverantwortlich zu handeln – und das zum Wohl der Gemeinschaft.

Solidarität und Subsidiarität entfalten ihre Wirkung angefangen von der Familie über Städte und Gemeinden bis hin zum Staat und zur Europäischen Gemeinschaft. Deshalb gilt es auch zukünftig Solidarität und Subsidiarität bewusst zu leben und dadurch die Einstellung zu überwinden: „Hier bin ich – dort der Staat bzw. die Gesellschaft“, weil sie trügerisch ist. Der Jesuit und weltweit anerkannte Sozialwissenschaftler Oswald von Nell-Breuning schrieb in seinem Buch „Baugesetze der Gesellschaft“ zum Stichwort Solidarität: „So sind in der Gemeinschaft alle und jeder einzelne für das Wohl und Wehe der Gemeinschaft verantwortlich und haben dafür einzustehen. [...] Das bedeutet vor allem: Keiner kann sich auf das Versagen anderer berufen. [...] So z. B. wenn andere Steuern hinterziehen, kann ich mich nicht darauf berufen, gleichfalls Steuern zu hinterziehen und so vermeintlich die gerechte Lastenverteilung wieder herstellen, sondern ich werde um so höher zur Steuer herangezogen, um das entstandene Loch im öffentlichen Haushalt zu schließen. [...] Umgekehrt haftet aber auch die Gemeinschaft für jeden einzelnen. Erst die wechselseitige Bezogenheit und Haftung macht die Solidarität vollkommen.“<sup>9</sup>

Wo Subsidiarität und Solidarität verloren gehen, wo nur noch Egoismus und das Recht des Stärkeren gelten, da zerrinnt einer Gemeinschaft ihre gemeinsame Mitte und ihre Identität, da verliert eine Gesellschaft den Boden unter den Füßen, da schlagen Vertrauen und Achtung in Misstrauen, Respektlosigkeit in Angst um.

### **Informationstechnologie<sup>10</sup>**

Computer, Laptop, Handy, die verschiedenen Formen digitaler Informationsverarbeitung und Kommunikation dringen mit großer Geschwindigkeit in die unterschiedlichsten Bereiche unseres Lebens vor. Vor allem durch den weltweiten Ausbau des Internets entwickelt sich eine Art Weltgehirn, frei von Raum und Ortszeit. Die Welt strebt eine Öffnungszeit von 24 Stunden an. Es drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wer ist für diesen virtuellen Raum, der alle Landesgrenzen überwindet, verantwortlich? Über einhundert Millionen Menschen benutzen weltweit das Internet – der Datenverkehr verdoppelt sich alle hundert Tage.

---

<sup>9</sup> Oswald von Nell-Breuning: Baugesetze der Gesellschaft. Solidarität und Subsidiarität, Freiburg 1990, s. 16-17.

<sup>10</sup> Vgl. zu diesem Kapitel: Chancen und Risiken der Mediengesellschaft. Gemeinsame Erklärung der katholischen Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), h. vom Kirchenamt der EKD und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz als Nr. 10 in der Reihe „Gemeinsame Texte“ und veröffentlicht am 30. April 1997.

Zugleich gelten auch auf dem Gebiet der Information und der Nachrichten die Gesetze von Erlebnis und Spaß. Fakten und Informationen werden so verpackt, dass auch die Nachrichtensendung zu Unterhaltungsshow wird. „Infotainment“ heißt das Schlagwort, das sich aus Information und Entertainment zusammensetzt.

„Das Niveau ist unglaublich gesunken“<sup>11</sup> bestätigte vor einiger Zeit der Medienexperte Professor Hörrisch mit Blick auf das Privatfernsehen. Der Trend geht im Fernsehen und bei Illustrierten zur kommerziellen, seichten und anspruchslosen Unterhaltung: Da lassen sich Menschen in einen Container setzen und 24 Stunden beobachten, Stars gehen in den Urwald, um Würmer zu essen und Schönheitsoperationen werden live in unser Wohnzimmer übertragen. Die Flut an Programmen und Informationen, die uns jederzeit zugänglich ist, besteht nicht nur aus nützlichem Wissen, sondern zu einem Großteil aus wert- und nutzlosem „Infoschrott“. Wir sind als Zuschauer gefordert, Verantwortung zu tragen und die entsprechenden Zeichen zu setzen: Wer abschaltet, macht deutlich, was alles überflüssig und für unser tägliches Leben unnötig ist.

Zugleich entsteht Freiraum, um für den anderen offen und ansprechbar zu werden. Ja, ich meine, Familie wird gerade dort als Familie erfahren und zur tragenden Hausgemeinschaft, wo das Zuhören, das Interesse an den Freuden und Sorgen des Anderen im Vordergrund stehen. Wir wissen doch alle aus eigener Erfahrung, wie wichtig es ist, dass mir jemand zuhört – nicht nebenher beim Zeitung lesen oder während Radio oder Fernsehapparat laufen – nein, indem ich die volle und ungeteilte Aufmerksamkeit erhalte. Nicht umsonst erlebt die Telefonseelsorge heute eine so hohe Nachfrage. „Ich brauche einfach mal jemand, der mir zuhört“ – so lässt sich das Grundanliegen der meisten Anrufer kurz und knapp zusammenfassen. Wir leben in einer ständigen Flut von akustischen Reizen. Gerade deshalb ist das Hören und Gehört werden zu einem Luxusgut – oft auch in unseren Familien – geworden. Wie viel Leid könnte in unseren Ehen und Familien vermieden werden bei ein wenig mehr Zeit zum Hören.

Ich möchte die Medien und technischen Möglichkeiten des Austauschs von Informationen nicht schlecht reden. Die absehbare Entwicklung im Bereich Informationstechnologie ist dennoch ambivalent. Es gilt, zwei Seiten ein und derselben Münze im Auge zu behalten. Einerseits können wir uns heute schneller und umfassender informieren, haben mehr Möglichkeiten auszuwählen. Andererseits sind die Folgen ungeklärt, die sich durch Nutzung von Medien, für den einzelnen wie auch für das Zusammenleben in der Gesellschaft ergeben. Die Fülle an Informationen macht es uns auch schwieriger, uns zu orientieren und gezielt auszuwählen. Nicht umsonst vereinsamen immer mehr Menschen – trotz nahezu unbegrenzter Möglichkeiten der Kommunikation.

Eines lässt sich am Beispiel der Informationstechnologie mit Sicherheit feststellen: Die Fülle an Auswahlmöglichkeiten fordert von jedem einzelnen, um die je eigenen Werte und den eigenen Standort zu wissen. Denn sonst bleibt nur das Motto: „Wir wissen nicht wohin wir rudern, aber das mit voller Kraft.“

Viele Menschen sind – auf sich allein gestellt – überfordert, ihr eigenes Leben selbst in die Hand zu nehmen, Schwerpunkte zu setzen und entsprechende Entscheidungen zu fällen.

---

<sup>11</sup> Vgl. Interview im Schwarzwälder Boten vom 8. November 2004.

## **Orientierung gewinnen in der Vielfalt**

Entscheidungen mussten die Menschen früher genauso treffen wie wir heute. Und doch gibt es einen Unterschied. Wir sprechen von einer sogenannten „Auswahlbiographie“, das heißt, wir müssen unser gesamtes Leben wie bei einem Baukasten aus einzelnen Steinen zusammensetzen.<sup>12</sup> Es gilt, in nahezu allen Bereichen, die unser Leben betreffen, auszuwählen und zu entscheiden, nicht nur für die Bereiche Arbeit und Freizeit, sondern bis hinein in den Familienstand. Nicht jeder und jede ist eine so gereifte Persönlichkeit, um dieser Herausforderung gewachsen zu sein. Soziologen sagen für die kommenden Jahre eine Gesellschaft voraus, die sich weiterhin in hohem Tempo verändern wird. Der Einzelne wird dabei seine liebe Not haben, den Überblick zu behalten, und erst recht einen klaren Kopf für wichtige Entscheidungen. Viele leiden unter kurzfristigen und wechselnden Arbeitsverhältnissen, häufigen Umzügen und Wechsel des Wohnortes, unter unbeständigen privaten Beziehungen und einem anhaltenden Trend zur Individualisierung. Es gibt heute so etwas wie einen Kult des Individuums, der sich in dem Slogan artikuliert: „Das muss jeder für sich selbst entscheiden“. Ein richtiger Satz übrigens, ein Satz, der mitten in die christliche Tradition gehört. Es ist ja das Gewissen jedes einzelnen Menschen, das sich vor die Wahl gestellt sieht, auf das große göttliche Ja zustimmend oder ablehnend zu antworten. Der Begriff von der Würde der einzelnen Person, von ihrem Gewissen und von ihrer Freiheit ist ursprüngliches biblisches Erbe. Im Kulturvergleich ist er keineswegs selbstverständlich. Wir merken dies immer dann, wenn es um die Menschenrechte geht und wenn wir feststellen müssen, dass z.B. im asiatischen Denken dieser Begriff vom Individuum und der Würde des einzelnen Menschen nur schwer zum Verständnis gebracht werden kann. Die Freiheit des Einzelnen ist aber nur die eine Seite unseres Menschenbilds. Zu ihm gehört auch, dass der Mensch auf Gemeinschaft angelegt ist. Gemeinschaften sind nicht nur Bindung und Begrenzung, sie stiften auch Geborgenheit und geben Halt. *Wir Menschen brauchen einander*. Das ist mehr als eine banal klingende Selbstverständlichkeit, es ist eine anthropologische Wahrheit, die bei Gott ihren Ausgangspunkt hat und so zur zwischenmenschlichen Maxime wird. Menschen brauchen einander. Erfüllendes Leben gelingt nur, wenn wir uns gegenseitig mit unseren je eigenen Fähigkeiten beanspruchen und in Anspruch nehmen lassen. Gerade in der negativen Erfahrung wird deutlich, wie wahr das ist: wenn Menschen erleben müssen, dass sie *nicht* gebraucht werden, kann das verheerende Folgen haben: Niedergeschlagenheit, Selbstzweifel und massive Unsicherheit können sich einstellen. Viele Arbeitslose trifft es am meisten ins Mark, anscheinend nicht mehr gebraucht zu werden, ja oft sogar schonungslos gesagt zu bekommen: ‚Wir haben für Sie, wir haben für dich keine Verwendung mehr.‘ Auch scheinbar kleine Dinge tun hier oft weh, auch die scheinbar unbedeutende Nebenbemerkung, mit der einem anderen signalisiert wird: ‚eigentlich bist du überflüssig; eigentlich geht es auch ohne dich‘.

## **Soziale Marktwirtschaft**

Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir kommen, wohin wir schauen, das scheint mir vor allem für ein Prinzip zu gelten, dem sich weite Kreise unserer Gesellschaft verschrieben, ja besser noch, unterworfen haben: es ist das der Effizienz. „Effizienz ist das große Wort unserer Zeit“ schreibt der bereits genannte Dirk Kurbjuweit. Er spricht von einer Welt, in der nur noch die McKinsey-Gesetze gelten, das heißt wo versucht wird, durch Zeit- und Kostenersparnis zu einem größtmöglichen Gewinn zu gelangen.

---

<sup>12</sup> „Wo Menschen ihre Identität, die private und berufliche Orientierung nicht mehr einfach aus den angestammten Milieus oder gar von den eigenen Eltern übernehmen, sondern das gewünschte Ego selbst zusammensammeln, stehen sie unter Druck, die gewählte Identität möglichst perfekt zu gestalten.“ Tenzer, Eva: Gut beraten?, in: *Psychologie heute* 12 (2003), S. 21.

Die Soziale Marktwirtschaft ist im Lauf der Jahrzehnte in unserem Land vielfach überlagert worden durch gewisse Entwicklungen, die die Grundprinzipien auszuhöhlen drohten: Eigeninitiative, Selbstverantwortung, Leistungsbereitschaft und Mut zum Wettbewerb. Die Diagnose ist auch bei Vertretern verschiedener Tendenzen größtenteils konsensfähig: Das Einwirken des Staates und seine Ansprüche sind mehr und mehr gewachsen. Schon der demographische Wandel zwingt uns zu mehr Eigenverantwortung in der Sozialen Sicherung. Wir brauchen mehr Eigenbeteiligung, um die Grundrisiken für möglichst alle Menschen abdecken zu können, denn diese können die allermeisten nicht selber tragen. Dennoch bleibt richtig: Es braucht mehr Hilfe zur Selbsthilfe. Arbeit muss sich mehr lohnen als Nichtarbeit. Zugleich ist die Bildungspolitik ein ganz entscheidendes Element jeder Reform. Der Wettbewerb auf den globalisierten Märkten lässt uns nicht mehr viel Zeit für die anstehenden Reformen.

Eines müssen wir uns immer wieder bewusst machen: Die Idee der Sozialen Marktwirtschaft ist nicht einfach vom Himmel gefallen. Es ist schön, dass uns die ersten und grundlegenden Überlegungen hierher nach Freiburg führen, zu den Freiburger Widerstandskreisen. Allen Beteiligten war mit Blick auf die Wirtschafts- und Sozialordnung klar, dass man in der Zeit nach Hitler zwischen einer liberalen und einer zentralgelenkten Konzeption einen neuen Weg suchen muss. Dies hat den Freiburger Bonhoeffer-Kreis mit den Bemühungen des Kreisauer Kreises eng verbunden.<sup>13</sup>

Es ist erstaunlich, in welchem Maß gerade die Freiburger Denkschrift, an der Franz Böhm, Constantin von Dietze, Walter Eucken, Adolf Lampe, Gerhard Ritter, Erik Wolf - um nur die Freiburger zu nennen - beteiligt waren, sehr kräftige, religiös motivierte Akzente setzt. So heißt es zum Reichtum und zum Eigentum: „Auf jedem Eigentum liegt eine soziale Hypothek, die mich nicht nur an einem Missbrauch zur Ausbeutung des Nächsten hindern soll, sondern zugleich verpflichtet, mit all meinem Hab und Gut der Gemeinschaft nützlich zu werden. Auch Wettbewerb und freie Initiative, die in der hier empfohlenen Wirtschaftsordnung eine so große Rolle spielen, sind nicht ohne sittliche Gefahren. Jede freie Wettbewerbswirtschaft, auch die staatlich regulierte, bedarf starker sittlicher Gegenwirkungen gegen den Privat-Egoismus, damit dieser nicht überwuchert und den Gedanken des Dienstes am Ganzen nicht verschwinden lässt.“<sup>14</sup>

Heute wissen wir, wie sehr die Freiburger Denkschrift nach dem Krieg weiterwirkte und wie vor allem Walter Eucken, Erwin von Beckerath und Franz Böhm dafür sorgten, dass die Grundentscheidungen unserer Verfassung den Raum für eine Soziale Marktwirtschaft offen hielten.<sup>15</sup> Zwischen einem wirtschaftlichen Kollektiv und einer Wirtschafts-anarchie musste ein neuer Weg gefunden werden. Ludwig Erhard hat immer wieder darauf hingewiesen, dass die unter seiner Führung und Verantwortung getroffenen politischen Entschlüsse von den Grundentscheidungen der „Freiburger“ bestimmt gewesen seien.

### **Diktatur der Ökonomie**

Richten wir unseren Blick wieder auf die Gegenwart, die deutlich zeigt: Die soziale Marktwirtschaft droht im Zeitalter der Globalisierung zu einer weltumspannenden totalen Marktwirtschaft werden, die zutiefst, ja ausschließlich geprägt ist von einem „unersättlichen Mehr“. Wie ein eingebauter Mechanismus verlangt sie nach

---

<sup>13</sup> Vgl. In der Stunde Null, eingeleitet von H. Thielicke, Tübingen 1979, 86ff., 90ff., 128ff., 153ff.

<sup>14</sup> Ebd. S. 94.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Chr. Blumenberg-Lampe, Das wirtschaftspolitische Programm des „Freiburger Kreises“, Berlin 1973 und ihre späteren Studien, z.B. Der Weg in die Soziale Marktwirtschaft, Stuttgart 1986.

permanenter Erweiterung, Erhöhung und Beschleunigung. Dieses ökonomische Denken hat mittlerweile auf nahezu alle Lebensbereiche abgefärbt: Wir reden von Wachstumsraten, Leistungssteigerungen, Produktionserhöhung. Damit die Gesellschaft des „ökonomischen Mehr“ erhalten bleibt, scheint mir immer stärker eine Gesellschaft des „sozialen und ökologischen Weniger“ verordnet: Mehr Export und weniger Lohn, mehr Gewerbeflächen auf der grünen Wiese und weniger Umweltschutz, mehr Steuerbefreiung für Großverdiener und weniger Sozialhilfe. Der Markt, die Wirtschaft und zunehmend auch die Politik reduzieren den Menschen, sie reduzieren ihn immer mehr auf seine Rolle als Arbeitskraft und Konsument. Entscheidend ist derjenige, der Leistung bringt und Geld ausgibt. Die Finanzmärkte sind so bedeutend geworden, dass man sagen kann: So wie früher der Bauer das Wetter beobachtete, beobachten wir heute den Dax!

### **Tolerieren wir uns zu Tode?<sup>16</sup>**

Gerade an den Wirtschafts- und Finanzmärkten spüren wir deutlich, was Globalisierung ganz konkret heißt. Und mit dem Trend zur Globalisierung geht wie von selbst die Pluralisierung einher. Beide sind charakteristische Kennzeichen unserer Zeit. Sie widersprechen sich nicht, sondern gehören zusammen. Die Globalisierung spannt nicht nur ein weltweites Netz, das vereinheitlicht, zugleich werden auch die sozialen Verhältnisse vielgestaltiger. Wie rasch das geschieht, kann man ganz besonders in Großstädten erleben. Neben Kirchen stehen Moscheen, neben der Fastenzeit praktizieren Menschen den Ramadan. Gasthäuser oder Gemüseläden wechseln ihre Besitzer und tragen plötzlich ausländische Namen. Auch hier in Freiburg können wir die kulinarischen Genüsse aus vielen Ländern der Erde genießen. Global und plural - Einheit und Vielfalt kennzeichnen unsere Welt. Das ist nicht nur bereichernd, sondern verunsichert, ängstigt, birgt in jedem Fall Konfliktstoff in sich, sogar Sprengstoff. Das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen ergibt sich eben nicht von selbst. Unbedarfte Multi-Kulti-Träume zerplatzen schnell an der rauen Realität. Es ist nicht möglich, grenzenlos tolerant zu sein. Wer seine Positionen, wie jemand Staubsauger oder Handys vertritt und immer mal Produkt und Firma wechselt - ohne sein Herz daran zu hängen, geschweige denn sein Leben, der bleibt auf der Strecke.

Niemand kann gleichzeitig schwimmen und fliegen. Es gibt keine „menschensfreundlichen Menschenfresser“ (Octavio Paz). „Anything goes“ geht nicht. Wenn alles geht, kommt es auf nichts mehr an. Eine Gemeinschaft oder Gesellschaft, die keine Grenzen der Toleranz kennt und alles erlaubt, zerstört sich selbst. Das ist zwangsläufig so, weil unbegrenzte Toleranz auch ihren Feinden freie Hand lassen müsste. Tolerant kann nur sein, wer einen Standpunkt hat.

### **Sterbehilfe**

Erlauben Sie mir, abschließend auf ein äußerst aktuelles Thema einzugehen und meinen Standpunkt darzustellen. Zunehmend scheint in unseren Breitengraden eine alte vorchristliche Weisheit ihre Gültigkeit zu verlieren: „Mors certa, hora incerta“ – „der Tod ist gewiss, seine Stunde ungewiss“. Mit der Legalisierung der aktiven Sterbehilfe in den Niederlanden und in Belgien wurde bereits die Möglichkeit geschaffen, unter bestimmten Bedingungen, die eigene Todesstunde straffrei selbst festzulegen. Wir alle wissen: Der Umgang mit Sterben und Tod in unserer medizinisch hochtechnisierten

---

<sup>16</sup> Vgl. dazu die Rede „Der Preis der Toleranz“, die Bischof Franz Kamphaus bei der Verleihung des Ignatz-Bubis-Preises in der Frankfurter Paukliskirche am 12. Januar 2004 gehalten hat.

Gesellschaft ist zu einer großen Herausforderung für Naturwissenschaft und Glaube geworden. Auch bei uns in Deutschland wird der Ruf immer lauter nach einer gesetzlichen Regelung, die die „Lebensbeendigung auf Verlangen“<sup>17</sup>, wie es im niederländischen Gesetz heißt, straffrei stellt.

In einem sind sich alle einig: Es geht um ein Sterben in Würde. Befürworter wie Gegner der aktiven Sterbehilfe argumentieren mit der Achtung der Menschenwürde. Die Befürworter der Tötung auf Verlangen sehen allerdings nur in der Freigabe das Recht auf Selbstbestimmung gewahrt, die sogenannte Patientenautonomie. Doch die Grenze zwischen Selbstbestimmung und Tötung wird gerne vernebelt und verdunkelt. Durch die aktive Sterbehilfe eröffnet sich auch die schreckliche Gelegenheit, auf legalem Wege alte und kranke Menschen, die als unzumutbare Last empfunden werden, in den Tod zu treiben.

Stellen sich dabei nicht schon von selbst eine Reihe von Fragen? Kann ein Schwerstkranker, der das Gefühl hat, für Angehörige, Pflegepersonal und Krankenkasse nur noch Last zu sein, und das bisweilen unter starken Schmerzen an Körper und Seele, kann ein Mensch in dieser Situation tatsächlich frei und selbständig entscheiden? Steht er nicht unter Druck und vielerlei Einflüssen?

Wir müssen es deutlich und klar sagen: die Legalisierung der aktiven Sterbehilfe ist der falsche Weg! Ein sensibler Umgang mit Sterbenden besteht notwendig in persönlicher Begleitung und Betreuung, in respektvoller Pflege und einer medizinischen Versorgung, die Schmerzen lindert, ohne den Prozess des Sterbens unnötig zu verlängern.<sup>18</sup> Unser Bundespräsident hat völlig recht, wenn er sagt: „Wir wollen nicht durch, sondern an der Hand eines Menschen sterben“.

Schon nach kurzer Zeit ist man in den Niederlanden auch wieder eher skeptisch geworden, vor allem angesichts einer geschätzten Zahl von etwa eintausend nicht gemeldeten Fällen aktiver Sterbehilfe pro Jahr. Die Diskussion um die aktive Sterbehilfe macht vor allem auch eines deutlich: Wir brauchen dringend eine grundlegende Auseinandersetzung mit dem Thema Tod und Sterben. Der Tod gehört zu unserem Leben. „Mors certa“ – der Tod ist gewiss!

## **Schluss**

Auch dieses Thema zeigt uns: Wir brauchen in allem Wandel den Halt und die Orientierung, die uns der Glaube an die Frohe Botschaft schenkt. Unser Herz braucht in all den schnellen Veränderung eine Heimat, die Sicherheit und Rückhalt gibt. Unser christlicher Glaube bereichert unser Leben mit Werten, die all den Veränderungen und dem Wandel in Gesellschaft und Kirche nicht entgegenstehen, sondern helfen, sie zu bestehen. Denn Wandel und Veränderung braucht notwendig Halt und Bestand: Wie könnten wir uns etwa in ein Kettenkarussell setzen, ohne um die haltende Mitte zu wissen? Wie schnell wird ein Auto für die Fortbewegung unbrauchbar, wenn der tragende Untergrund glatt wird oder die Räder im tiefen Sand nicht mehr greifen?

Demokratie heißt ja: Jeder von uns steht in seiner Weise in Verantwortung für das Gemeinwohl und die Gesellschaft. Enttäuschungen und Schwierigkeiten dürfen nicht dazu führen, uns ins Private zurückzuziehen. Wir sind gefordert Mitverantwortung für die Gestaltung unseres Staates zu übernehmen!. *„Unser Land braucht Politikerinnen*

---

<sup>17</sup> Vgl. das niederländische „Gesetz über die Kontrolle der Lebensbeendigung auf Verlangen“.

<sup>18</sup> Vgl. Pressestatement von Kardinal Lehmann zur diesjährigen „Woche für das Leben“.

*und Politiker, die über den Tag hinaus denken, die mutig Führungsverantwortung übernehmen und die sich an den Grundwerten orientieren, die dem Menschenbild unserer Verfassung entsprechen, das in vielem dem christlichen Glauben verpflichtet ist.*<sup>19</sup> Wir brauchen mehr Vorbilder statt Vorschriften. Werte lassen sich nicht herbeidiskutieren oder gar verordnen, Werte wollen gelebt und vor allem vorgelebt werden.

Am Beginn der Christlich Demokratischen Union Deutschlands steht das Bemühen katholischer und evangelischer Christen, gemeinsam für Deutschland politische Verantwortung zu übernehmen und für eine Politik und eine Gesellschaft aus christlicher Haltung und mit christlichen Werten einzutreten. In den vergangenen 60 Jahren hat sich vieles gewandelt und wir stehen heute vor neuen Herausforderungen. Sie haben das ‚C‘ in Ihrem Parteinamen bewahrt. Es lohnt sich gerade heute sich neu darauf zu besinnen – wenn Sie die Zukunft aktiv mitgestalten wollen und sich nicht mit vorschnellen rein pragmatischen und populistischen Lösungen zufrieden geben wollen. Ob Ihnen ein Wort Johann Wolfgang Goethes nicht gerade heute dabei helfen könnte: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.“ Ich möchte ergänzen: erwirb es neu, um neu in die Zukunft aufzubrechen und den Aufbruch konstruktiv zu gestalten.

© Dr. Robert Zollitsch  
Erzbischof von Freiburg

---

<sup>19</sup> Aufruf der katholischen Bischöfe zur Bundestagswahl am 18. September 2005.